

Herausforderung Notfallstation – zwischen Erfahrung und Emotion

„Hier gibt es nicht Tag und Nacht, sondern nur 24 Stunden und 365 Tage.“ Wie ist es wohl, in einer Notfallstation zu arbeiten und jeden Tag eine grosse Verantwortung für Menschenleben zu tragen? An einem kalten Novembertag fahren wir mit dem Tram ins Triemli, um auf solche Fragen von Prof. Dr. med. Andreas Platz, dem Chefarzt für Allgemein-, Hand- und Unfallchirurgie, Antworten zu bekommen.

Inmitten alter heruntergekommener Hochhäuser erblicken wir das riesige moderne Spital, das 1970 erbaut wurde. Seit drei Jahren verfügt das Triemli über eine Notfallstation, die stetig ausgebaut wird. Sie ist trotzdem immer voll, da die Patientenzahlen jedes Jahr kontinuierlich um vier Prozent steigen. Im letzten Jahr kamen über 38.000 Patientinnen und Patienten in den Notfall: Die Bandbreite reicht von Leichtverletzten mit eingeklemmten Fingern bis zu Schwerstverletzten infolge von Verkehrsunfällen.



Auf dem Weg von der Tramhaltestelle zum Spital hören wir die Sirenen eines Krankenwagens näherkommen, nur wenige Sekunden später rast er bereits an uns vorbei den Hügel hinauf. Das Tor, auf dem «Einfahrt Ambulanz» steht, öffnet sich und der Krankenwagen fährt hinein. Das Tor geht zu – und so schnell wie der Krankenwagen gekommen ist, verschwindet er auch schon wieder. Was passiert wohl

jetzt mit diesem Patienten, der da gerade eingeliefert wird?



Wie uns später Professor Andreas Platz erläutert, führt der zuständige Klinikarzt beim Patienten zunächst eine Triage durch: „Wir beurteilen den Patienten nach einer Checkliste und ordnen ihn dann nach Dringlichkeit. Wenn der Patient einer 1 zugeordnet wird, wird er vorgezogen und als sehr dringend eingestuft. Mit einer 5 wird er warten müssen, bis die dringenden Notfälle behandelt worden sind.“

Es gibt drei Möglichkeiten, wohin der Patient kommen kann: Entweder in den Schockraum, in dem nur Patienten mit lebensbedrohlichen Verletzungen behandelt werden. Dort warten dann mehrere Ärztinnen und Ärzte auf den Patienten, der schon von den Sanitätern im Krankenwagen angekündigt wurde. Schwerverletzte Patienten, die nicht in einem lebensbedrohlichen Zustand sind, werden in die Notfallstation gebracht und dort liegend angeschaut. Patienten mit kleinen Verletzungen werden an die sogenannte Notfallpraxis verwiesen; diese ist mit einer Hausarztpraxis vergleichbar.“

Wir erreichen den Haupteingang der Notfallstation und treten in den ersten Raum ein. Er macht einen sehr ungemütlichen Eindruck, denn die Wände und ein Teil des Bodens sind in einem hellen, nicht sehr wohnlichen Gelb gestrichen. Wir befinden uns in einer Art Halle, die nicht sehr belebt aussieht.



Da uns die Orientierung schwerfällt, gehen wir zum Infoschalter und fragen, wie wir zum Büro von Professor Platz gelangen können. Die Dame erklärt uns den Weg und wir eilen schnell weiter, da wir vor lauter Staunen die Zeit vergessen haben.

An einem weiteren Schalter werden wir gebeten, im Wartezimmer Platz zu nehmen. Wir setzen uns auf zwei freie Plätze, neben uns sitzen bereits ein Pärchen und ein älterer Mann. Niemand sagt etwas, die Stimmung ist sehr angespannt. Nach zwei Minuten kommt die Schwester zu uns und bittet uns, ihr zu folgen. Wir laufen eine Treppe hinauf und einen Flur entlang; immer wieder kommen uns Ärzte und Krankenschwestern entgegen, die durch die Gänge eilen. Doch von Hektik ist zu unserer Verwunderung überhaupt nichts zu spüren.

„Hektik“, so erzählt uns Professor Platz nach der Begrüssung, „sollte auf einer Notfallstation auch nur in Ausnahmesituationen ausbrechen.“ Als Beispiel nennt er uns den Flixbus-Unfall, der sich vor wenigen Monaten auf der A3 nahe Zürich ereignet hat. Mehr als 30 Verletzte wurden nach diesem Ereignis ins Triemli eingeliefert. „Ich habe sechs Monate als Kriegschirurg in Äthiopien und Kenia gearbeitet. Ich weiss aus dieser Zeit, wie es zu- und hergeht, wenn ein Lastwagen voller Patienten kommt und man plötzlich für alle zuständig ist.“ Die meisten Ärzte, die behütet in der Schweiz gross geworden sind, seien sich dies jedoch nicht gewohnt und würden in so einer Situation schnell ein wenig hektisch werden.

Im Zusammenhang mit dem Flixbus-Unfall stellt sich uns die Frage, ob in so einer Situation überhaupt genug Ärzte zur Verfügung stehen, um so viele Patienten aufzunehmen? Seine Antwort lautet ganz klar „Ja“. Es sei noch nie vorgekommen, dass nicht genügend Ärzte parat sind. „Das darf auch niemals passieren, sonst muss das Triemli schliessen!“ Bei einem Schwerverletzten – so erläutert Prof. Platz – muss immer eine ganze Equipe zur Verfügung stehen. Also ein Anästhesist, ein Chirurg, ein Internist, ein Röntgendoktor sowie das Pflegepersonal. „Ist dies nicht der Fall, wird ein Grossalarm ausgerufen. Das heisst, Ärzte müssen zum Beispiel kleinere Operationen und Obduktionen abbrechen und auf schnellstem Weg in den Notfall kommen. Diese Abläufe sind in der Grossalarm-Planung detailliert festgelegt.“

Im Büro des Chefarztes der Unfallchirurgie herrscht eine deutlich entspannere Stimmung als auf den Gängen. Was dem Besucher sofort ins Auge sticht, sind die vielen, nach Alphabet geordneten Mappen in den Regalen, die die Patientenfälle dokumentieren. Die Erfassung der Behandlungsverläufe und die Abrechnung der Leistungen mache er dann, wenn er keinen Patienten behandeln muss. „Es kommt in so einer grossen Notfallstation nicht vor, dass Ärzte und Assistenten nichts zu tun haben. Wenn 1-2 Stunden kein Notfall zu behandeln ist, werden eben diese Mappen bearbeitet.“

Bei einem anschliessenden Rundgang mit Professor Platz durch die Station begegnen wir vielen Ärzten und Pflegekräften, die sehr müde aussehen – obwohl doch erst Mittagszeit ist. Denn für die meisten von ihnen beginnt der Arbeitstag nicht um 7.45 Uhr und endet um 15.50, wie für uns die Schule. „Es gibt hier nicht Tag und Nacht, sondern 24 Stunden und 365 Tage“, betont Andreas Platz. Bei der Pflege arbeite man in Früh-, Spät- und Nachtdiensten. Ausserdem muss rund um die Uhr mindestens ein Facharzt für Chirurgie und einer für Medizin auf der Station sein. Die Dienstpläne werden mithilfe von Statistiken so gerichtet, dass in der Nacht weniger Personal

präsent ist und in gewissen „Stosszeiten“ – wie abends zwischen 19. 00-20.00 Uhr – viel Personal zur Verfügung steht.



Während wir das Interview führen, merken wir mehr und mehr, wie erfahren Professor Platz ist. Auf Fragen wie „Wie wird reagiert, wenn etwas nicht nach Plan verläuft?“ oder: „Welche Emotionen kommen hoch, wenn man in einer ungeplanten Situation handeln muss?“ antwortet er mit einem Lächeln im Gesicht: „Dann wird es erst richtig spannend!“

Gibt es für ihn noch irgendwelche Verletzungen oder Situationen, die ihm unangenehm sind? „Es gibt kaum eine Verletzung, die ich noch nicht gesehen habe. Meine beiden Einsätze in der Kriegschirurgie und auch die Zeit als Arzt in einem sogenannten Endbehandlungsspital haben mich sehr geprägt. So etwas brüht einen ab. Es gibt also für mich nichts Unangenehmes, sondern nur Interessantes.“

Nachdem wir sein Büro und wenig später die Notfallstation verlassen haben und den Weg zur Tramhaltestelle zurücklaufen, beschäftigt uns eine Geschichte, die uns Professor Platz erzählte, als wir ihn nach dem schlimmsten Erlebnis seiner medizinischen Laufbahn gefragt hatten: „Als ich noch im Unispital gearbeitet habe, ist ein junger Mann zu uns in den Notfall gekommen. Er ist vor dem Spital mit dem Velo in die Tramschienen geraten und

mit Gesicht und Kopf auf den Boden geknallt. Als er mit seiner schweren Kopfverletzung zu uns in die Station lief, war er noch ansprechbar und konnte erzählen, was ihm passiert war. Doch nach wenigen Minuten wurde er bewusstlos und wir beschlossen, ihn schnellstmöglich zu operieren. Während der Operation schwoll sein Hirn plötzlich an. Ein sogenanntes Hirnödem ist sehr selten. Aber wenn es passiert, hat man keine Chance mehr, etwas dagegen zu tun. Das Schlimme war für mich in diesem Moment, dass wir kurz zuvor noch mit ihm gesprochen hatten ... und nur wenige Stunden später war er tot. Auch nach zwanzig Jahren kommt es mir noch so vor, als wäre es gestern passiert.“

In der Notfallstation zu arbeiten, so unser Eindruck, ist kein leichter Job. Während schwieriger Situationen muss man die Ruhe bewahren und richtige Entscheidungen treffen können. Doch Professor Platz scheint aufgrund seiner jahrzehntelangen Erfahrung nichts mehr aus der Bahn zu werfen. Und doch ist es für ihn in manchen Augenblicken ein emotionaler Job, den er trotz aller Anstrengungen niemals aufgeben würde.

